

Online seit 7.11.2011 0:00

«Viele Kinder wurden grausam behandelt»



Loretta Seglias hat sich der Erforschung des Schweizer Verdingkinderwesens verschrieben.

Bild: Sabine Rock

Verdingkinder. Lange Jahre wurde in der Schweiz über Verdingkinder geschwiegen. Die Wädenswiler Historikerin Loretta Seglias will das ändern.

Interview: Marianne Bosshard

Mit «Der Verdingbub» von Regisseur Markus Imboden widmet sich erstmals ein Spielfilm der Schweizer Vergangenheit des Verdingkinderwesens. Wie realitätsnah ist der Film?

Loretta Seglias: Der Film ist sehr nahe an der Realität. Die Macher haben sich äusserst bemüht, dass die darin auflebenden 1950er-Jahre und die Erlebnisse der Verdingkinder authentisch sind. Gerade weil er nicht schwarz-weiss malt, finde ich ihn sehr gut. Er zeigt, in welcher Situation Familien gelebt haben, die Verdingkinder aufnahmen, zeigt deren Bedrängnis, die Existenzangst und die Sprachlosigkeit jener Zeit, ohne die Not der Verdingkinder zu verharmlosen. Ich schaute den Film mit Betroffenen, mit denen ich für meine Forschung sprechen durfte. Ein grosser Teil sieht sich in vielem wieder. Für einige ist er zu wenig hart.

Das dunkle Kapitel der Schweizer Geschichte hat in den letzten Jahren an medialer Präsenz gewonnen. Wie erleben ehemalige Verdingkinder sie?

Die Reaktionen sind ganz unterschiedlich, mitunter auch sehr heftig. Es gibt Betroffene, bei denen ihre Kindheit jedes Mal wieder hochkommt, obwohl sie eigentlich dachten, damit abgeschlossen zu haben. Von jemandem weiss ich, der, seit er den Film gesehen hat, mit Schlaflosigkeit kämpft. Für viele ist die mediale Präsenz aber auch eine Befreiung, weil man ihnen vorher nicht glaubte. Jetzt werden Betroffene ernst genommen. Jetzt können sie erzählen.

Ist ein Spielfilm die richtige Form, um auf die Thematik aufmerksam zu machen?

Es ist eine richtige Form. Um die Diskussion über diese noch junge Schweizer Vergangenheit zu führen, ist eine möglichst breite Palette an Plattformen nötig. Nebst Forschungspublikationen gibt es immer mehr Autobiographien, Betroffene erzählen im Fernsehen und Radio und geben dem Thema ein Gesicht.

WEITERE SCHLAGZEILEN

9. Juli 2013

[Bern hat klare Wünsche zum Polenmuseum](#)

9. Juli 2013

[Horgen und Hirzel wollen künftig gemeinsam Feuer löschen](#)

8. Juli 2013

[Polizei nimmt auf dem Albispass Motorräder unter die Lupe](#)

8. Juli 2013

[Horgen bringt sich wieder als Gympi-Standort ins Gespräch](#)

8. Juli 2013

Mittwoch



26°

16°

Donnerstag



25°

16°

Freitag



25°

14°

Dokumentarfilme sind eine weitere Möglichkeit, der Spielfilm versetzt den Zuschauer zusätzlich in die damalige Zeit. Morgen startet in Zürich zudem die Wanderausstellung «Enfances volées Verdingkinder reden», in der Betroffenen mittels Tonaufnahmen Gehör verschafft wird.

Was bewegte Sie dazu, sich der Verdingkinder anzunehmen?

Meine Grossmutter aus dem Bündner Oberland hat mir früher von den Schwabengängern erzählt. Das waren Kinder zwischen sechs und sechzehn Jahren, vor allem aus der Ostschweiz, dem Vorarlberg und Tirol, die im Frühling nach Süddeutschland zogen, um den Sommer über in der Landwirtschaft zu arbeiten. Damit konnten arme Familien verhindern, dass die Kinder ihnen ganz weggenommen wurden. Dieser Ausprägung des Verdingwesens ging ich in meiner Lizentiatsarbeit auf den Grund. Nach und nach wurde mir bewusst, dass das Thema auch mit meiner Familiengeschichte verknüpft ist.

Was möchten Sie mit Ihrer Forschung bewirken?

Wir wollen eine Diskussion über ein Thema erreichen, das viele Hunderttausende Menschen in der Schweiz betraf, und damit für das heutige Pflegekinderwesen sensibilisieren sowie einen politischen Prozess in Gang setzen. Unter anderem die Sozialwerke, deren Abbau heute erwogen wird, haben massgeblich dazu beigetragen, dass die Situation im heutigen Pflegekinderwesen bedeutend besser ist, auch wenn nach wie vor in gewissen Bereichen Handlungsbedarf besteht. Das Verdingkinderwesen soll in den Geschichtsbüchern und im Schulunterricht Platz finden, nebst anderen, sogenannten fürsorgerischen Zwangsmassnahmen, damit sie nicht vergessen gehen.

Wie gestaltete sich die Lebenswelt von Verdingkindern?

Viele Kinder wurden nicht etwa verdingt und in anderen Familien fremdplatziert, weil sie zu Hause an Leib und Leben gefährdet gewesen wären, also nicht aus vormundschaftlichen Gründen. Es war Teil der Armenpolitik, dass man Eltern so «entlastet» hat und ihnen die Kinder wegnahm, wenn sie nicht mehr für diese sorgen konnten eine sozialdisziplinierende Massnahme, wie sie für Verarmte auch der Verlust des Stimmrechts oder das Verbot zu heiraten darstellte. War ein neuer Platz für ein Kind gefunden, sahen die Behörden ihre Aufgabe als erledigt an. Bis Mitte des 20. Jahrhunderts wurden die Pflegeverhältnisse nicht oder nur ungenügend kontrolliert. Und auch, als es Aufsichten gab, standen diese unter dem Gesichtspunkt des Gemeinwohls: Es ging darum, den Kindern das Arbeiten zu lehren, damit sie die Gemeinden später nichts mehr kosten. Wenn ich Diskussionen zum heutigen Pflegekinderwesen beiwohne, erschrecke ich teilweise, wie dominant der Druck noch immer ist, die Versorgung eines Kindes möglichst günstig zu halten.

Dann liegen die Welten von Pflegeund Verdingkindern nicht fern voneinander?

Die beiden Begriffe liegen sehr nahe beieinander. In den Behördenprotokollen im Kanton Bern ist im 20. Jahrhundert beispielsweise ausschliesslich von Pflegekindern die Rede. Kam es allerdings zu Skandalen vor allem in den 1940er-Jahren wurden Todesfälle gerichtlich verhandelt -, sprach man stets von Verdingkindern. Die Perspektive ist bei dem Gebrauch der beiden Begriffe zentral. Gleichzeitig ist die Veränderung der Begrifflichkeit auch ein Zeichen dafür, dass die Pflege und das Wohlergehen des Kindes immer mehr ins Zentrum gerückt sind.

Was hat Sie in Ihren Gesprächen am meisten betroffen?

Welcher Grausamkeit viele fremdplatzierte Kinder ausgesetzt waren. Es gibt Fälle, da muss man von Sadismus sprechen. Bei Bettnässern beispielsweise war es noch das Harmloseste, wenn das nasse Laken aufgehängt wurde, damit alle das Malheur sehen. Es gibt Beispiele, da wurden Kinder stundenlang ins kalte Wasser gesetzt oder erhielten abends ein mit viel Salz belegtes Brot zum Essen. Damit erhoffte man sich eine Besserung. Andere wurden kopfüber im Wassereimer fast ersäuft.

Was war für die Betroffenen am schlimmsten?

Nebst der Gewalt, den sexuellen Missbräuchen an Mädchen und Jungen ist es vor allem die fehlende Liebe. Viele fühlten sich den Pflegefamilien nie

zugehörig und mussten sich «Du kannst nichts, du bist nichts und du wirst nichts» abermals anhören. Sie waren bloss eine Arbeitskraft. Wenn sie gerufen wurden, dann als «Bueb» und nicht mit ihrem Vornamen.

In der Schweiz wurde jahrzehntelang über Verdingkinder geschwiegen. Worin sehen Sie die Gründe dafür?

Es ist schwer zu sagen, weshalb das Schweigen so lange andauerte. Manchmal braucht es vielleicht eine gewisse Zeit, bevor Unsägliches ausgesprochen werden kann. Ansatzweise wurden die Verdingkinder bereits früher kritisiert: Jeremias Gotthelf machte im 19. Jahrhundert schon darauf aufmerksam, Carl Albert Loosli schrieb dagegen an, wurde aber immer wieder ausgebremst. Auch der Fotograf Paul Senn und der Journalist Peter Surava erlitten massive Anfeindungen. Arthur Honegger leistete mit seinem autobiographischen Roman «Die Fertigmacher» in den 1970er-Jahren viel Vorarbeit. Doch richtig ins Rollen brachten die Diskussion Anfang der 1990er-Jahre erst die Recherchearbeiten einer Journalistin aus dem Ausland.

